

Predigt:
Eine Winterreise
(Tanzabend von Han Henning Paar zur Musik von Hans Zender)

> 24. März 2019 (Okuli), Apostelkirche Münster; Dr. Christoph T. Nooke

Liebe Gemeinde,

da steht er, dieser Mann. Einsam und allein, ohne Kontakt zu dem, was ihn umgibt, ohne Kommunikation, ohne Orientierung, ohne Hoffnung. Er ist einsam in der Fremde, sich selbst fremd in der Einsamkeit.

So ist der Mensch wie er nicht sein will. So ist der Mensch, wie er nicht sein soll, aber doch so oft Wirklichkeit ist. *Ecce homo*.

Diesen Menschen hat Müller in seinem Liederzyklus *Winterreise* gezeichnet, beschrieben als den Wanderer. Diesen Menschen bringt das Tanztheater auf die Bühne. Oder sollte ich sagen: Den Menschen?

Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus.

Der Mai war mir gewogen mit manchem Blumenstrauß.

*Das Mädchen sprach von Liebe, die Mutter gar von Eh',
nun ist die Welt so trübe, der Weg gehüllt in Schnee.*

Ich kann zu meiner Reisen nicht wählen mit der Zeit,

Muß selbst den Weg mir weisen in dieser Dunkelheit. (...)

(Lied 1: Gute Nacht)

Wir werden versuchen, uns dem Innenleben dieses Wanderers zu nähern, wie ihn der Sänger und die Tänzer und Tänzerinnen uns vor Augen malen. Und wir blicken wir in einen Abgrund von Enttäuschung und Verletzung, von Hoffnungslosigkeit und Todessehnsucht.

Zu Beginn ist der Wanderer noch eine Stimme in der Gruppe der Individuen, ein Gang, ein Gesang, alle mit der gleichen Mundbewegung alle im Gleichschritt – es könnte jeder sein, der dieses Schmerzlied anstimmt. „Fremd bin ich“ – dieses Motiv wird in Zenders Ouvertüre vielfach wiederholt. Der marschierende Rhythmus führt allerdings auf falsche Pfade. Denn der Gleichschritt endet: Dann werden die Bewegungen der Tänzer vereinzelt. Vergleichbar

aber unabhängiger, bekannte und nachvollziehbare Bewegungen, jeder für sich, zumeist schon in sich gebogen.

Alleine mit seinem Schmerz, alleine auf dem Weg. Mit gefrorenen Tränen durch Winter, Sturm und Nacht. Wohin kann dieser Weg führen? Es ist kein *happy end* in der Winterreise, das Ende ist der Tod – aber welcher Tod? Der Leiermann, die ewige Wiederkehr des Gleichen, dem sich der zweifelnd-enttäuschte Wanderer hingibt, dem er seine Träume, seine Hoffnungen, seine Zukunft opfert, auf die Bühne gebracht durch den Tänzer, sein Alter Ego, im Text ist es der „Mondenschatten“, also er selbst in anderm Lichte. Der stirbt und mit ihm Traum, Hoffnung, Zukunft – ja, und das heißt: sein Leben.

Hätte es da nicht einen Ausweg geben können, diesem Menschen einen Weg in seine Zukunft zu weisen?

Einen Weiser seh' ich stehen

Unverrückt vor meinem Blick;

Eine Straße muß ich gehen,

Die noch keiner ging zurück.

(Lied 20: Der Wegweiser)

Da steht ein Wegweiser, aber das ist kein Ausweg. Die hoffnungslos-ausweglose Energie dieser Orientierung („Welch ein törichtes Verlangen führt mich in die Wüsteneien“) wird uns vor Augen geführt, wenn der Solo-Tänzer in einen bebend-krampfartigen Zustand verfällt, kaum einen Schritt vor, voller zitternder Energie, aber ohne Chance auf Bewegung nach vorne. Diese Möglichkeit ist schon vertan, die Entscheidung ist gefallen, kein Vorwärts, der Wanderer folgt nur noch dem Tod auf seinem letzten Gang „bis zur Bahre“ – begleitet von einer Krähe. Es gibt hier keine Zukunft.

Es herrscht kein Kontakt mehr zwischen dem Wanderer und der Welt. Auch „Die Post bringt keinen Brief für dich!“ Nicht zwischen ihm und den Individuen, die ihn als Tänzer in Alltagskleidern umgeben haben und auch nicht zu der Gesellschaft, in der er immer fremd war, als Individuum, als Träumer, der verlacht wird. Träume sind nicht erwünscht in der Gesellschaft, die geordnet ist durch Normen und Gepflogenheiten, Erwartungen und Übereinkünfte: Sie kommt in feierndem Frack und Abendkleid daher, doch schon in Begleitung von Krähe und Tod, so schwarz wie die Feierkleidung, schwarz zum Tode, zum Tode des Traums, nur für den Moment – nicht auf Zukunft.

Der Weg fort von dieser Stadt ist eine Flucht vor einer Gesellschaft, die sich hingibt in ihre Betäubung, in das Schwankende des Augenblicks – wie eine „Wetterfahne“. Scheinbar ist es für eine Flucht schon zu spät, denn wohin führt der einsame Weg des Heimatlosen – der zwischen Fernweh und Heimweh nach dieser Stadt schwankt? Hin in den Tod der Resignation, der Selbstaufgabe. Man fragt sich ständig: Diese Gesellschaft: Ist die schon tot? Man spürt die tiefe Todessehnsucht aus den Zeilen, auf die Bühne gebracht in Stimme und Tanz., hingeführt zum Lindenbaum mit Harfenklängen: „Du fändest Ruhe dort!“, aber das wird durch die zunehmend hektische Musik ad absurdum geführt.

*Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum;
ich träumt in seinem Schatten so manchen süßen Traum.
Ich schnitt in seine Rinde so manches liebe Wort;
es zog in Freud' und Leide zu ihm mich immer fort. ...
Und seine Zweige rauschten, als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle, hier find'st du deine Ruh'!
(Lied 5: Der Lindenbaum)*

Es ist ein Ringen und ein Umarmen, es ist liebevolle Zuwendung und Stütze, doch wer stützt hier wen? Ein Ringen um die vergangenen süßen Träume, und die Tränen, ein Ringen zwischen Galgen und Schutz. Wenn sich der Wanderer und der Lindenbaum begegnen, dann ist tanzend nicht klar, ob der Wanderer das überleben wird, so hart und brutal sind die Bewegungen des Baumes, bevor sie sich dann wieder liebevoll gegenseitig stützen.

Und letztlich entkommt der Wanderer diesem Ringen mit der Erinnerung an vergangene Zukunft, flieht, fort in die Einsamkeit der Hoffnungslosigkeit, als Fremder.

Aus seiner Vergangenheit kann er kein Zukunft machen. Aus seinem Traum könnte er es: Doch „Ihr lacht wohl über den Träumer, der Blumen im Winter sah!“ Genau darum geht es, Blumen im Winter zu sehen: Zu wissen, da kommt etwas, doch das wird verlacht und schließlich resigniert er: „Bin zuende mit allen Träumen!“ Am Ende dann stirbt der Träumer, am Ende siegt die ewige Wiederkehr des Alten, der Leiermann. Ein Teil der Gesellschaft.

*Wunderlicher Alter,
Soll ich mit dir geh'n?
Willst du meinen Liedern*

Deine Leier dreh'n?

(Lied 24: Der Leiermann)

Was hätte dieser Wanderer für eine Zukunft haben können! Doch er geht den Weg, sein Alter Ego, den Träumer in sich, der von der Zukunft lebt und auf sie hin, sterben zu lassen – den letzten Begleiter. Nackt liegt dieser zum Schluss auf der Bühne, in der Kälte des Schnees, liebevoll entkleidet vom Tod wie von einer Geliebten. Hingebungsvoll. Zärtlich. Ein Sieg des Todes ist das, den Traum und damit den Blick nach vorne zu besiegen.

Ein Teil stirbt in diesem Wanderer, der Teil der hofft und träumt, der wünscht und nach vorne denkt; der Teil der nur zurückschaut, der am Künftigen zweifelt und hadert mit Vergangenen, der bleibt. Der Traum würde nach vorne schauen, der Zweifel schaut nur zurück und auf sich selbst (Delirium): Da ist nur Leid und vertane Chancen. Und gerade diesem Zweifel die Oberhand gewinnen zu lassen ist der Schritt in den Tod, in die Einsamkeit, in die Fremdheit zu sich selbst. Keine Orientierung mehr, weil er um sich selbst kreist, Delirium statt Traum, entrückt sind zunehmend Metrum und Harmonie zum Ende des Zyklus. Es wird fremder und chaotisch. Der Traum weist nach vorne, der Zweifel, das Delirium kreist um sich selbst. Wie die Tänzer im vorletzten Bild scheinbar ewig im Kreis rennen. –

Wenn wir, liebe Gemeinde, unsere Träume aufgeben, dann ist ein Teil von uns in den Tod gegangen. Der am Künftigen zweifelnde, der rückwärtsgewandte, oder sollen wir lieber sagen, der Sicherheit suchende Teil, der allen neuen Träumen mit Ablehnung begegnet, der sich stets darauf verlassen will, dass die Fliege zum Frack auch sitzt, der stirbt nicht so schnell. Der ist nützlich, der passt, der lässt uns schnelle Urteile abgeben, der gibt uns Orientierung im Altbekannt-Gleichen, der ist auch nicht so anstrengend. Aber, so sagt uns die Winterreise: er führt zum Tode.

Wenn du nicht mehr nach vorne schaust, sondern nur sorgenvoll-enttäuscht nach hinten, dann wird das nichts. So könnte man den dem Evangelium entlehnten Wochenspruch zusammenfassen. „Wer seine Hand an den Pflug legt und schaut zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes.“ Oder: Wenn du deine Augen nur auf dich richtest, wenn du als *homo incurvatus*, als eingekrümmter Mensch, als delirierender Mensch, dein Leben lebst, dann wird das nichts, dann führt dich das am Lindenbaum und Wegweiser vorbei zum Leiermann.

Der *homo incurvatus*, das ist Luthers Bild für den sündigen Menschen, der so auf sich selbst schaut, dass er weder Gott noch den Nächsten neben sich sieht. Der nur sein eigenes Heil

sucht, der nur seinen eigenen Schmerz betrauert, der den Zusammenhang mit dem verloren hat, was ihn umgibt. Und was ihn umgibt ist die Welt, sind die anderen Menschen, ist die Zukunft, ist Gott.

Der Tod als Beziehungslosigkeit, die Sünde als Beziehungslosigkeit, als Hoffnungslosigkeit, darauf ist die Winterreise eine Parabel. Und das meint auch die Beziehungslosigkeit in uns selbst: Wenn wir nicht mehr zwischen Traum und Zweifel oszillieren, sondern um den Zweifel kreisen, wenn wir uns nicht mehr beunruhigen lassen von unserer Hoffnung, sondern den Traum begraben, sobald er infrage gestellt wird oder anstrengend, dann sind wir nicht wir selbst. Wie der Wanderer, der sein Alter Ego dem Tod überlässt.

Wir können das Sünde nennen. Wenn mir alles um mich herum fremd geworden ist, weil es mich nicht interessiert; wenn ich einzigartig sein will, obwohl ich doch bin wie die anderen; wenn ich meine Hoffnungen begrabe – dann ist da wenig Leben.

Der Mensch. Einsam und fremd. Hoffnungslos

Und zu genau diesem Menschen wird Gott! Nackt und schutzlos wie der sich dem Tode hingebende Wanderer kommt Gott zur Welt, gibt sich dem Leben hin, wie der Mensch es führt, einsam und fremd, widerstreitend und ringend, mit dem Lindenbaum, mit dem Kreuz. Mit dem Zweifel, in der Kraft des Traums für die Zukunft. –

Passion heißt auch Hingabe. Hingabe an ein Leben, das es nicht verträgt, nach hinten verstanden zu werden, von den vertanen Chancen und Fehlern her, weil es dann untergeht im Winter dieser Welt, in dem keine neue Knospe unerwartet aufbricht, keine „Blumen im Winter“. Hingabe an ein Leben, das wir erstreben können, voller Träume und Zweifel, ringend im Garten Gethsemane und träumend von Gottes Reich.

Zum Beweis für den Zweifel der Welt wurde dieses Leben gekreuzigt, daran erinnern wir uns in der Passionszeit. Zum Beweis für den Traum Gottes hat dieses Leben den Tod besiegt und wird dieses Leben auferstehen am Ostermorgen! „Dann werden wir sein wie die Träumenden!“ –

Lass ihn also nicht einsam-hoffnungslos sterben, diesen Menschen, lass Jesus nicht einsam sterben, lass den Träumer in dir nicht sterben, sondern kümmere dich um ihn, strecke die Hand aus, ergreife die Hand, richte dich auf und schütze dich vor der Todesverfrackung der Gesellschaft, entreiße sie den Fängen der Krähe, führe du den Zug an in die Zukunft, damit es ein Triumph wird und kein Trauermarsch.

Wer seine Hand an den Pflug legt und schaut nach vorne? Ja, der hat ewiges Leben, schon jetzt. Denn ewig heißt voll. Voller Zukunft. Ewig meint ganz, mit Träumer. Ewig meint, einen

Abglanz des Reiches Gottes schon jetzt, und das Reich Gottes – dieser Traum Gottes für uns
–, das gilt nicht mir oder dir allein, sondern das gilt immer ALLEN. –

Und der Traum?

Der Wegweiser bricht aus seinem bebenden Krampf aus und weist die Wege zum Leben...

Die Krähe bleibt dort, wo sie hingehört und wird nicht beachtet ...

Und statt der Musik des Leiermannes wird ein neues Lied gesungen: Das ist ewiges Leben,
weil es ganzes Leben ist, buntes Leben mit Träumer und Zweifler in mir und neben mir.

Nicht einsam, fremd, hoffnungslos....

Ein Traum? Ja – Gottes Traum und unsere Zukunft mit ihm.

Amen